

## Freigegeben zur Verfolgung

Ein jüdischer Junge an einer Schule in Berlin. Die Mitschüler sprechen nicht mit ihm, rufen ihm Schimpfworte hinterher, nennen ihn „Scheißjude“. Lauern ihm an der Straßenecke auf, um ihn zu verprügeln. Wann spielt die Geschichte? Das kann nur in der Hitler-Zeit sein, in den dreißiger, vierziger Jahren. Und die anderen Kinder sind Deutsche, die Kinder von Nazis... Aber Arye Shalicas Geschichte spielt heute. Im Berlin unserer Tage. Und die Kinder, die den jüdischen Jungen verhöhnen und verprügeln, sind „Deutsche mit Migrationshintergrund“, junge Türken, Libanesen, Araber.

Als Arye Shalicar in Israel dieses Buch schrieb, wusste er nichts von Sarrazin und der ganz Deutschland elektrisierenden Debatte über „Integration“. Er wollte sich drückende Erinnerungen von der Seele schreiben: an seine Kindheit und Jugend in Berlin. Arye, geboren 1977 in Göttingen, ist der Sohn von nach Deutschland eingewanderten Persern, die sich von anderen Einwanderern aus islamischen Ländern in einem unterscheiden: sie sind Juden. Der Umstand, dass sie ihr Judesein verschweigen, sagt genug über die Lage der Juden im Iran. Sehr aufschlussreich ist das Kapitel des Buches, in dem Arye aus Erzählungen seiner Eltern und Verwandten das Leben der winzigen jüdischen Gemeinde im Reich der Mullahs rekonstruiert.

Sein Vater ist noch in der Mellah geboren, dem traditionellen Juden-Ghetto der muslimischen Länder, im Iran Mahle genannt. Anders als in Europa sind die Mauern dieser Ghettos nicht gefallen: keine französische Revolution, kein Code civil, keine „bürgerliche Emanzipation der Juden“. 1948, gleich nach Gründung des Staates Israel, wurde fast eine Million Juden aus islamischen Ländern vertrieben – eine Vertreibung, die man heute in Europa – anders als die palästinensische – kaum je erwähnt. Es liegt auch daran, dass der jüdische Staat diese knappe Million Menschen in kürzester Zeit aufnahm und sozialisierte, während die palästinensischen Flüchtlinge in Syrien, Jordanien oder im Libanon bis heute in Flüchtlingslagern leben.

Arye Shalicas Familie gehörte zu den wenigen, die blieben. Zunächst. Die Schikanen der Behörden und die Feindseligkeiten der muslimischen Nachbarn sorgten dafür, dass die Familie allmählich auswanderte, teils in die USA, teils nach

Israel oder – wie Aryes Eltern – nach Deutschland. Der Vater fand Arbeit bei Karstadt, die Mutter machte sich in Berlin mit einer kleinen Boutique selbständig. Eine Einwandererfamilie, die sich erfolgreich „integrierte“. Man wohnt in einer schönen, erst kürzlich modernisierten Wohnung im Wedding. Arye und seine Geschwister besuchen normale deutsche Schulen, Hauptschule oder Gymnasium.

Im Sommer fliegt die Familie nach Israel, wo Verwandte leben, auch die beiden Großmütter. Sie schenken ihrem Enkel, ehe er nach Berlin zurückkehrt, ein goldenes Kettchen mit einem Davidstern-Anhänger und denken nichts Arges dabei. Der sechseckige Stern ist heute ein so alltägliches Symbol, dass es außerhalb ihrer Vorstellbarkeit liegt, er könnte in einem demokratischen, westlichen Land wie der Bundesrepublik Ärger erregen. Arye trägt den Davidstern-Anhänger, als er im Herbst wieder in seine Berliner Schule geht. Auch er denkt sich nichts dabei, tragen doch viele Jungs in seiner Klasse goldene Ketten mit Anhängern, sein türkischer Banknachbar zum Beispiel ein goldenes Schwert. Vergebens versucht Aryes Vater seinen Sohn zu überreden, den Davidstern unter dem T-Shirt zu verbergen. Der Sohn hält sich nicht daran. Damit beginnt sein Martyrium, das Martyrium eines Juden im heutigen Deutschland.

Denn Aryes Berliner Schule hat einen großen Anteil muslimischer Schüler. Bisher haben sie Arye für einen der Ihren gehalten, weil er aus dem Iran stammt und persisch spricht, weil er das Kind von Migranten in Deutschland ist wie sie. „Als schwarzhaariger, dunkeläugiger, dunkelhäutiger Junge orientalischen Ursprungs war ich akzeptiert. Fast alle um mich herum sahen genauso aus.“ Der Traum von der Gemeinsamkeit platzt, als er den sechseckigen Stern zeigt, das Geschenk seiner israelischen Großmutter. Damit hat er freiwillig getan, was die deutschen Juden in der NS-Zeit per Dekret tun mussten: sich äußerlich als Jude gekennzeichnet. Er ist fortan in den Straßen um den Bahnhof Gesundbrunnen, Jahrzehnte nach Hitler, mitten in einer Gesellschaft, die ihre Vergangenheit bewältigt, aus ihren Fehlern gelernt zu haben erklärt, zur Verfolgung freigegeben wie damals, ein Gezeichneter, ein Opfer.

Auch in diesen Kapiteln bewahrt Arye Shalicas Buch seinen kühlen, leidenschaftslosen, hintergründig humoristischen Ton. Er beschreibt genau, wie man ihn gemobt, erniedrigt, misshandelt hat. „Bisher hatte ich zur Mehrheit gehört“, schreibt er, „jetzt war ich zur Minderheit der Christen bzw. Nicht-Muslime verstoßen“. Die Jungen in seiner Klasse sprechen nicht mehr mit ihm. Auf der

Straße tritt ihm ein junger Türke, der bisher Fußball mit ihm gespielt hat, in den Weg und droht: „Jude, ich will dich hier nie wieder sehen. Wenn ich dich das nächste Mal sehe, wird es dir schlecht ergehen.“ Das Absurde an diesen Mitteilungen ist, dass sie in deutscher Sprache erfolgen, der einzigen Sprache, die all diesen Einwanderer-Kindern halbwegs gemeinsam ist.

Es ist ein buntes Völkergemisch: Türken, Libanesen, Araber, Perser, Kurden. Untereinander gibt es ethnische Spannungen, Hass und Rivalitäten, aber nach außen, gegen Christen und Deutsche, auch gegen Arye, den jüdischen Paria, eint sie die große Gemeinsamkeit, Muslime zu sein. Wer die Geschichte des Islam auch nur ungefähr kennt, weiß, wie wenig diese Gemeinsamkeit trägt. Bis heute ist der Mittlere Osten zerrissen von den Kämpfen und Kriegen zwischen Shiiten und Sunniten, Arabern, Persern, Türken, Kurden. Doch hier, in ihrem Berliner Migranten-Biotop, spüren sie die einigende Kraft des Koran wie vor anderthalb Jahrtausenden die tödlich verfeindeten Beduinenstämme der arabischen Wüste, die der Prediger Mohamed zur Streitmacht Allahs zusammenschweißte.

Aus seiner bedrängten Lage wurde Arye durch einen arabischen Kurden befreit, den sein Judesein nicht interessierte, der ihm Protektion durch seinen mächtigen Clan anbot, allerdings um den Preis, dass Arye Mitglied seiner Straßenbande wurde. „Ich hatte die Wahl, mitzumachen oder ein Opfer zu sein“, sagte Arye, als wir dieser Tage in Jerusalem darüber sprachen. „In Berlin wäre ich heute entweder kriminell oder tot.“ Arye wurde von der Polizei verhaftet, wäre fast ins Gefängnis gekommen, doch man hielt ihm zugute, dass er zur Bundeswehr gehen wollte. Dort, unter Deutschen, hat er keinerlei Verfolgung mehr erlebt.

Er diente seinen Wehrdienst ab, anschließend verbrachte er ein Jahr bei den Verwandten in Amerika. Dann entschied er sich für Israel. Dort ging er nochmals zur Armee, wo er es inzwischen bis zum Hauptmann gebracht hat, und graduierte an der Hebräischen Universität. Auf Grund der vielen Sprachen, die er spricht, engagierte ihn das Verteidigungsministerium als Armeesprecher für Europa. Vor einigen Wochen hat er in Jerusalem geheiratet: ein Mädchen, das aus Deutschland eingewandert ist.

Die Autobiographie dieses 33jährigen ist atemberaubend. Am Rande des Vorstellbaren. „Ein ganz normaler Berliner Junge“ ist eins der Kapitel überschrieben, und wirklich: der israelische Offizier Arye Shalimar ist eigentlich ein Berliner. „Dieser Stadt habe ich heute den Rücken gekehrt“, schreibt er. „Mein

Berlin war nicht das Berlin der Nachrichten, der Touristen oder Künstler. Ich habe ein Berlin des Hasses und der Vorurteile erlebt (...) Ich fühlte mich dort bedrückt und gequält. Ich fühlte mich nicht mehr frei.“

© CHAIM NOLL, 2010

Zuerst veröffentlicht: taz, Berlin, 24.9.2010

<http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?>

[ressort=ku&dig=2010/09/24/a0150&cHash=9f358ad69b](http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=ku&dig=2010/09/24/a0150&cHash=9f358ad69b)

Arye Sharuz Shalicar

Ein nasser Hund ist besser als ein trockener Jude

Die Geschichte eines Deutsch-Iraners, der Israeli wurde

Autobiografie

Mit einem Vorwort von Richard C. Schneider

dtv premium, Originalausgabe

280 Seiten, 24,90 Euro